

### Probleme der Institutionalisierung von Frauenstudien: Organisation und Methoden

Institut für Germanistik der Universität Salzburg, 15.-17. 2. 1985

Die Anregung zu einem intensiveren Austausch über organisatorische und didaktische Fragen der Frauenforschung ergab sich aus einem kurzen Dozentinnen-Treffen auf der Bielefelder Tagung »Frauen — Weiblichkeit — Schrift« im vergangenen Jahr. Sigrid Schmid von der Universität Salzburg organisierte daraufhin eine solche Tagung, und das österreichische Ministerium für Wissenschaft trug zur Finanzierung bei. 30 Literaturwissenschaftlerinnen aus Österreich, der BRD, den USA, den Niederlanden, Italien und England nahmen an der Tagung teil.

Angesichts der Isolation einzelner Wissenschaftlerinnen und der Tatsache, daß die Situation von Frauen an den Hochschulen durch die Zuspitzung der Arbeitsmarktlage und deren Auswirkungen auf die Konkurrenzsituation eher noch schlechter zu werden droht, erweist sich eine solche Tagung, die den Interessen an Informationsaustausch und Kooperation nachkommen will, als besonders wichtig. Es entstand in ihrem Verlauf ein deutliches Bild von den sehr unterschiedlichen Voraussetzungen für feministische Lehre und Forschung an den einzelnen Hochschulen. Sie ergeben sich aus den unterschiedlichen Universitätsstrukturen (Studiengänge, Seminar-typen, Handlungsspielraum von nicht habilitierten Dozentinnen, Examensordnungen) sowie aus der Zahl von Wissenschaftlerinnen, die an einem Hochschulort Frauenforschung betreiben. An letzterem scheitert oft die Realisierung von Projektstudiengängen und von Konzepten interdisziplinärer Zusammenarbeit, ganz abgesehen von den übrigen Schwierigkeiten. Noch an den wenigsten Universitäten scheint erkannt worden zu sein, daß vereinzelt feministische Seminare am Rande ohne Anerkennung durch Scheine und ohne Examensrelevanz die Forderungen von Lehrenden und Studierenden nicht mehr zufriedenstellen können.

Helga Grubitzsch sprach einleitend über Behinderungen von Frauenstudien auch an den »Reformuniversitäten« und berichtete über die Schließung der Bremer Frauenbibliothek, worauf die Tagungsteilnehmerinnen einen Protestbrief an den Rektor der Universität richteten. Weiter wurde über geplante Projektstudiengänge diskutiert. Bei den interdisziplinären Projekten ergeben sich Fragen nach übergreifenden Themen, die dann von den einzelnen Fächern her angegangen werden; geplant sind Projekte über Frauen und Krankheit, Frauen und Kriminalität, Frauen und Produktivität. Dabei geht es nicht um eine Addition einzelner von der jeweiligen Disziplin bestimmter Perspektiven, sondern um Grenzüberschreitungen, die sich auf die Fächer selbst auswirken sollen. Welche Organisationsformen für solche Vorhaben geeignet sind, müßte an sehr viel mehr Universitäten erprobt werden als (aufgrund der traditionellen Universitätsstrukturen) gegenwärtig möglich ist. Erfahrungsbe-

richte von Dozentinnen aus den Niederlanden und USA machen allerdings auch darauf aufmerksam, daß die frühzeitige Institutionalisierung Probleme erzeugt, indem sie aufgrund des großen Legitimationsdrucks die nötige Weiterentwicklung blockieren und Selbtkritik hemmen kann und indem aufgrund der Eigendynamik von Institutionalisierung ein Druck zur Etablierung eines »Wahrheitsdiskurses« ausgeübt wird, den viele Frauen als schädlich empfinden. Daß solche Warnungen bei denjenigen, die bereits bei der Durchsetzung einzelner Seminare mit frauenspezifischen Themen auf Schwierigkeiten stößen, lediglich Heiterkeit auslösen können, ist verständlich.

Über die Notwendigkeit von »Frauenthemen« als Vorgabe für Veranstaltungen wurde kontrovers diskutiert: Einerseits erscheint es nötig, immer wieder zu demonstrieren, wie breit angelegt diese Themen sind, wenn sie ernsthaft erforscht werden, um dem stereotyp auftretenden Vorwurf der Begrenztheit zu begegnen; andererseits ist es gerade wichtig, die »Kritik der androzentrischen Wissenschaften« an vielen anderen Stellen zu betreiben und vor allem dort, wo nicht von vornherein die Frau als Thema im Mittelpunkt steht. Die Diskussion um die Schaffung von Professuren für Frauenforschung ist in diesen Kontext zu stellen. Sollen wir, so wurde polemisch formuliert, den Kuchen ganz fertig backen (indem wir die vernachlässigte »Frauenthematik« nachträglich und zur Komplettierung einführen) oder gar einen neuen Teig anrühren?

Um Möglichkeiten einer umfassenderen Zusammenarbeit ging es im nächsten Tagungsteil, der von Inge Stephan moderiert wurde. Im Zusammenhang mit dem von Hamburger Frauen herausgegebenen *Rundbrief* hat sich gezeigt, daß ein großes Interesse an einer intensiveren Kooperation von Literaturwissenschaftlerinnen besteht. Es gibt viele Wünsche, die über das hinausgehen, was ein solches Informationsblatt leisten kann; zudem müßte die Arbeitsbelastung, die der Aufbau eines Netzwerks, die Organisation von Tagungen und die Herausgabe des Rundbriefs mit sich bringen, auf mehr Frauen verteilt werden. Ein Verband, so wurde vorgeschlagen, könnte sehr viel wirkungsvoller die vielen Interessen vertreten. Dazu gehörten der Protest bei Mißständen, eine umfassende Öffentlichkeitsarbeit zur Dokumentation des Stands von Frauenforschung und der Situation von Frauen an den Hochschulen, die Beobachtung von Berufungsverfahren und Stipendienvergaben, die Förderung von Nachwuchs, die Präsenz auf Tagungen und die Veranstaltung von eigenen Fachtagungen. Der *Rundbrief* könnte von einem solchen Verband als Informationsorgan übernommen werden und das Netzwerk weiter ausgebaut werden.

Es folgte eine lebhafte Diskussion über Gefahren des Machtmissbrauchs (sowie über Vereinsmeierei an sich) und ob nicht ein für manche unangenehmer Solidaritätsdruck entstehen könnte. Dabei wurde deutlich, daß auf der einen Seite eine Sensibilisierung für verdeckte Machtstrukturen und ein berechtigtes Mißtrauen gegenüber hierarchischen Organisationsformen besteht, daß andererseits aber die Gründe, die für eine Verbandsbildung sprechen, diese Vorbehalte weit überwiegen.

Als nächstes informierte Martha Wallach von der Universität Wisconsin über den amerikanischen Verein *Wo-*

men in German (WIG), zu dem sich feministische Germanistinnen zusammengeschlossen haben. WIG besteht nun seit 10 Jahren und hat sich aus bescheidenen Anfängen zu einer mitgliederstarken Vereinigung entwickelt. Sie gibt regelmäßig ein *newsletter* heraus, leistet wichtige Öffentlichkeitsarbeit, fördert Kontakte zwischen Germanistinnen, die weit verstreut an den einzelnen Institutionen arbeiten und veranstaltet eine jährliche Fachtagung, die bewußt als *retreat* und alternative Form des Erfahrungsaustausches organisiert wird. Alle Posten werden von jeweils zwei Frauen geteilt, und der Vorstand wird nach einem bestimmten Rotationsprinzip gewählt. Ich meine, wir könnten nicht nur aus den organisatorischen Gestaltung lernen, sondern auch aus dem unbekümmerten pragmatischen Herangehen der Amerikanerinnen an Fragen, die eine solche Vorgehensweise verlangen.

Am Samstag wurde dann über Einzelheiten der Verbandsgründung beraten. Der Verband soll für alle offen sein, die feministische Literaturwissenschaft betreiben, also auch für Studentinnen. Eine Gruppe von Frauen wird juristische Fragen klären und einen ersten Entwurf von Statuten zur allgemeinen Diskussion im *Rundbrief* veröffentlichen. Die darin enthaltene Feminismus-Definition muß dabei so weit gefaßt sein — so wurde gefordert — daß sich die sehr unterschiedlichen Positionen, die gegenwärtig vertreten werden, anschließen können. Es wurde angeregt, eigene österreichische und schweizerische Verbände zu gründen, die dann dem deutschen assoziiert werden sollten.

Beim anschließenden Erfahrungsaustausch über Ringvorlesungen, den Katarina Bachinger moderierte, ergab sich als wichtige Anregung, daß stärker zwischen unterschiedlichen Zielgruppen differenziert werden sollte. Der Typ von Ringveranstaltungen, der an vielen Universitäten bereits eingeführt worden ist: Überblicksinformationen über die feministischen Aspekte der einzelnen Fächer, die innerhalb der Disziplinen nur ungenügend berücksichtigt werden, die Vorstellung von außeruniversitären Frauenprojekten, Autorinnenlesungen, Performances, Erfahrungsberichte von nicht an der Hochschule tätigen Feministinnen — dieser Typ von Ringveranstaltung erfüllt wichtige Funktionen der Informationsvermittlung und der Öffnung der Hochschulen für Frauen aus unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitsbereichen. Daneben könnte ein weiteres Modell von Ringvorlesung entstehen, das Gruppen anspricht, bei denen aufgrund von Vorkenntnissen differenziertere Erwartungen bestehen, das die Anbindung an andere Unterrichtsformen erprobt und dann auch die vertiefte Diskussion ermöglicht, die oft bei den üblichen Ringvorlesungen vermisst wird. Neben der eingeführten Praxis, auswärtige Referentinnen mit »großem Namen« einzuladen, müßte im zweiten Modell besonders die Beteiligung der Frauen am Hochschulort angestrebt werden, um eine Anbindung an verstreute Lehrveranstaltungen im allgemeinen Unterrichtsbetrieb zu erreichen. Aus den Berichten über die Veranstaltungen an den einzelnen Universitäten ging auch hervor, daß weiterhin ein krasses Mißverhältnis besteht zwischen der Popularität von Ringvorlesungen und ihrer mangelhaften Finanzierung, was oft genug unbezahlte Arbeit für die Organisatorinnen und Referentinnen bedeutet.

Die Diskussion über Formen der Zusammenarbeit mit

außeruniversitären Bildungseinrichtungen (geleitet von Christa Gürtler) zeigte besonders deutlich, wie breit das Spektrum der vertretenen Positionen war. Die einen kritisierten das feministische Aufklärungskonzept und den herkömmlichen Bildungsanspruch (»mitschreiben und heimtragen«), die bei solchen Unternehmungen noch zu oft im Mittelpunkt stünden, die anderen insistierten darauf, daß Popularisierung Spaß machen würde und die Einstellung auf ungewohnte Erwartungen neue Lernprozesse anregen könnte. Die gesellschaftspolitische Notwendigkeit eines solchen Praxisbezugs wurde von niemand in Frage gestellt, wohl aber die Position von Wissenschaftlerinnen in diesem Kommunikationsverhältnis: Sollten sie weiterhin Texte »nahebringen« und Sinnvermittlung betreiben oder den Wissenschaftsgestus der Repräsentation, der ein hierarchisches Verhältnis einschließt, aufbrechen, die unproblematisierte Wissensvermittlung verweigern und lieber Reibungsflächen vergrößern, um Lernen auf beiden Seiten zu ermöglichen? Auch der Rückbezug zur autonomen Frauenbewegung, ein anfangs sehr wichtiges Postulat feministischer Wissenschaft, ist schwieriger geworden, weil sich die Diskurse zum Teil voneinander weg entwickelt haben. Anstatt beide weiterhin aufeinander zu projizieren, sollte auch hier die Differenz beachtet und ausgehalten werden. Dieser Meinungsaustausch schnitt bereits viele der grundsätzlicheren Themen an, die in den nächsten beiden Sektionen behandelt wurden, und war meiner Ansicht nach besonders fruchtbar, weil es an der Zeit ist, die jahrelang unveränderten Festlegungen des Praxisbezugs kritisch zu überdenken.

Der nächste Tagesordnungspunkt war »Frauenforschung und Methode«, zu dem ich ein Einleitungsreferat hielt, dessen wichtigste Punkte ich kurz skizziere. Als erstes ging es um die Instrumentalisierung vorhandener Forschungsmethoden, indem diese um ein feministisches Erkenntnisinteresse erweitert und in der Anwendung auf neue Gegenstandsbereiche modifiziert werden. Daneben gibt es Ansätze radikaler Methodenkritik, wie zum Beispiel die Forderung nach dem bewußten Eintritt von Frauen in die Wissenschaften als »Fremde«, nach einer grundsätzlichen Skepsis, die einen Prozeß der Dekonstruktion vorantriebt und einen kreativen spekulativen Diskurs fördert. In teilweisem Widerspruch dazu stehen Wunschvorstellungen, nach denen Frauen das aus den Wissenschaften Verdrängte nun doch einbringen sollen (s. die Theorien der Körperlichkeit oder Marcuse über das Weibliche), die als problematisch anzusehen sind, nicht zuletzt, weil sie das Weibliche wieder in einen utopischen Bereich entrücken. Vieles, was an feministischer Methodenkritik heute im Umlauf ist, gilt eher dem patriarchalischen Machtgestus, der im Umgang mit den einzelnen Methoden anzutreffen ist, als diesen selbst. Im Anschluß wurde über meine Thesen zum Subjekt der Wissenschaft diskutiert.

Fragen der Didaktik, das Thema des nächsten Tagungsteiles, werden selten explizit aus feministischer Sicht behandelt. Dabei tauchen gerade auf dem Gebiet der Frauenstudien, wie Maria Kublitz in ihrer Tischvorlage ausführte, spezifische didaktische Probleme auf. Es haben sich ganz bestimmte Erwartungen bezüglich Konfliktfreiheit und Angstabwehr in »Frauenseminaren« eingespielt, die immer wieder neu reflektiert werden

## Kongressberichte

müssen, damit sie nicht konstruktives Arbeiten hemmen. Hochschullehrerinnen wird wie in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen ein Übermaß an Beziehungsarbeit zugeschrieben, die eigentlich von allen zu leisten wäre. Indem sie — auch aufgrund des feministischen Selbstverständnisses — »menschliche Nischen« an den Universitäten schaffen, wird ihnen die Last des Abbaus von Defiziten übertragen, die sie selbst nicht verursacht haben. Es bestand Einigkeit darüber, daß eine Rückkehr zu den Mustern des Wissenschaftlers, der sich auf Kosten dieser emotionalen Ansprüche Zeit für eigene Forschung schafft, nicht in Frage kommt, daß aber auch manche Verweigerung zum Selbstschutz nötig ist. Ein Dilemma, das nur jeweils individuell und unter Abwägung der eigenen Prioritäten zu lösen ist. Weiter wurde diskutiert, ob nicht die von Anfang an zentrale Kategorie der Betroffenheit problematisiert werden müsse und wie mit der immer häufiger auftretenden Forderung nach strafferer Leitung der Seminare umgegangen werden kann.

Am nächsten Tag wurde unter Leitung der Psychologin Eva Dachenhausen über das Selbstverständnis von Frauen in der von Männern bestimmten Institution Universität gesprochen, über den Umgang mit vorgegebenen Konkurrenzspielregeln und das Herangehen an Konflikte, die sich aus grundsätzlichen inhaltlichen Differenzen ergeben. Neben den bekannten Problemen, die häufig mit dem »Einzelkämpfertum« und dem Persistieren längst überkommener Rollenmuster zusammenhängen, wurden auch Fehler diskutiert, die Frauen öfter machen, wenn sie zum Beispiel die Bedeutung der eigenen Arbeit zu wenig herausstellen oder Konflikte lieber vermeiden als austragen. Unsere Erfahrungsberichte über die psychischen Auswirkungen von Verhaltensweisen, die situational unvermeidbar sind, zum Beispiel des dauernden Kampfs um die Durchsetzung der eigenen Themen anstelle von sozial kreativen kooperativen Verhaltensweisen, gaben Anlaß zu Nachdenklichkeit. In die Überlegungen zur Gruppendynamik wurden auch die Prozesse, die sich auf dieser Tagung abgespielt hatten, einbezogen. Es wurde versucht, hierarchischen Beziehungsmustern nachzuspüren und herauszufinden, wovon diese abhingen. An diesem letzten Tagungsteil und der Offenheit, mit der diskutiert wurde, zeigte sich deutlich, daß die Forderung nach alternativen Formen des wissenschaftlichen und persönlichen Austauschs ernst genommen wurde. (Man stelle sich eine Fachtagung von männlichen Li-

teraturwissenschaftlern vor, die bei dieser Gelegenheit zusammen mit einem Psychologen über die mit Sicherheit auch bei ihnen auftretenden Beziehungs- und Profilierungsprobleme untereinander und in der Lehre beraten!)

Es wurde beschlossen, Tagungen wie diese in regelmäßigen Abständen durchzuführen.

*Gisela Ecker (Köln)*

### Programm:

#### Freitag, den 15. Februar

Probleme der Institutionalisierung von Frauenstudien — Erfahrungsaustausch I (Lehrplangestaltung, Projektseminare, Prüfungskonflikte, Projektförderung)

*Moderation: Helga Grubitzsch, Bremen*

Möglichkeiten der Zusammenarbeit — Perspektiven (Organisatorische Voraussetzungen, thematische Schwerpunkte)

*Moderation: Inge Stephan, Hamburg*

Diskussion über die Gründung eines Verbandes, Fördervereins etc.

*Moderation: Martha Kaarsberg-Wallach, Wisconsin*

#### Samstag, den 16. Februar

Probleme der Institutionalisierung von Frauenstudien — Erfahrungsaustausch II (Ringvorlesungen)

*Moderation: Katarina Bachinger, Salzburg*

Zusammenarbeit mit außeruniversitären Einrichtungen (Kulturstiftungen, Volkshochschulen, Autorenlesungen, Erwachsenenbildung, autonome Frauenbewegung etc.)

*Moderation: Christa Gürtler, Salzburg*

Methodische Probleme der Frauenforschung

*Moderation: Gisela Ecker, Köln*

Didaktische Probleme der Frauenforschung

*Moderation: Maria Kublitz, Bielefeld*

#### Sonntag, den 17. Februar

Als Frau(en) an der Universität

*Moderation: Eva Dachenhausen*

Schlußplenum

## »Working for Peace«

Die Jahrestagung der »Campaign for Nuclear Disarmament« (CND) Sheffield, 23.—25. 11. 1984

Die Spaltung sollte vermieden werden. Das, so die Präsidentin unter dem brausenden Beifall der 2000 Tagungsteilnehmer, sollte durch das Abstimmungsergebnis zum Ausdruck gebracht werden. Unter ruhiger souveräner Handhabung der Geschäftsordnung hatte Joan Ruddon die Debatte auf der Generalversammlung der größten britischen Friedensorganisation, der Kampagne für

nukleare Abrüstung (CND), geleitet. Es ging um einen Antrag, den die CND-Gruppe aus Canterbury mehrere Wochen vorher eingebracht und der das Ausscheidungsverfahren im 110köpfigen Rat (Council) überstanden hatte: die Nuklearwaffen der UdSSR sollten verurteilt werden. Zwar hatte die Jahreskonferenz schon 1983 die sowjetische »Nach-Nachrüstung« in Osteuropa abgelehnt, aber Canterbury wollte mehr: die Gesamtheit der sowjetischen Nuklearwaffen, Militärpolitik und Abrüstungsvorschläge sollte publizistisch ausführlich behandelt und zum beherrschenden Thema der Hauptdemonstration im nächsten Jahr gemacht werden. Mit einigen abschwä-